Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 78 (1998)
Heft: 3

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Elise Guignard, geboren 1926, lebt in Rombach AG. 1946 bis 1948 Studium der Kunstgeschichte und Archäologie, 1974 bis 1980 Studium der Romanistik und Literaturkritik. Übersetzungen: Marco Polo. Il Millione. Übersetzung aus dem Urtext und Nachwort. Manesse Verlag, Zürich 1983. Eugène, Delacroix, Briefe und Tagebücher. Ausgewählt, übersetzt und kommentiert. Deutscher Kunstverlag. München 1990, Übersetzung und Nachwort zu Gustav Flaubert, November, Manesse Verlag, Zürich 1997.

Das Leben als Dialog

«Schafsgesänge» – Katô Shûichis Begegnungen mit Europa

«Schafsgesänge» – der Buchtitel bleibt rätselhaft bis zum Schluss, wo es heisst: «Ich bin im Jahre des Schafes geboren. Rückblickend gleiche ich dem von Natur aus sanftmütigen Schaf durchaus und kommandiere nicht gern lauthals herum.»

Im Jahre 1968 publizierte der im Jahre des Schafs, das heisst 1919, geborene Kulturwissenschaftler und Schriftsteller *Katô Shûichi* einen Überblick über sein bisheriges Leben; ausführlich berichtet er über seine Erfahrungen in der sogenannten Nachkriegszeit von 1945–1960. Ein Text ist denn auch überschrieben mit «Hiroshima» und einer der letzten mit «Der Afro-Asiatische Schriftstellerkongress». Die thematische Spannweite ist damit signalisiert.

In den Spitälern in der Umgebung Hiroshimas hat *Katô* als junger Mediziner zusammen mit japanischen Hämatologen und amerikanischen Militärärzten gearbeitet. Zum erstenmal kommt er mit ausländischen Fachkollegen zusammen; Amerikaner und Japaner – Sieger und Besiegte – teilen das gleiche wissenschaftliche Interesse. Nebst den Sprachschwierigkeiten ist es die divergierende Lebenseinstellung, die *Katô* zum Nachdenken anregen, zu einem Kulturvergleich in nuce. Dreizehn Jahre später hat der Vergleich eine grössere Dimension. *Katô* weilt als Mitglied des internationalen Vorbereitungskomitees des Afro-Asiatischen Schriftstellerkongresses in Taschkent. Im selben Jahr, 1958, gibt er den Medizinerberuf auf und widmet sich ausschliesslich seinen geisteswissenschaftlichen Interessen, ohne allerdings die naturwissenschaftliche nüchterne Denkweise zu unterdrücken.

Es erstaunt daher nicht, dass er sich in Frankreich während seines ersten längeren Auslandaufenthaltes intensiv mit *Paul Valéry*[1] beschäftigt. Mit einem befreundeten Bretonen liest er «Eupalinos oder der Architekt», diskutiert mit ihm, warum der Essay als Dialog verfasst ist. Vielleicht spürt *Katô* eine Geistesverwandtschaft, und es ist sehr wohl möglich, dass ihn die folgende Stelle besonders berührt hat; *«Je suis né plusieurs, et je suis mort seul. L'enfant qui vient est une foule innombrable, que la vie réduit assez tôt à un seul individu, celui qui se manifeste et qui meurt.»* Auf die Frage der Gesprächspartnerin, was aus den andern Möglichkeiten geworden sei, die Antwort: *«Idées. Ils sont restés à l'état d'idées. (...) Je les gardais en moi, en tant que mes doutes et mes contradictions...»* Mit diesen Sätzen skizziert *Valéry* sein Selbstporträt, und genau mit denselben Worten könnte sich *Katô Shûichi* vorstellen.

Zweifel und Widerspruch

Die «Schafsgesänge», im wesentlichen einen Zeitraum von fünfzehn Jahren umfassend, zeigen schon das ganze Spektrum der Talente dieses Mannes, und sie zeugen auch von der bewundernswerten Energie, mit der er die mannigfaltigen Anlagen entwickelt hat. Wenn er heute als bald Achtzigjähriger auf sein ganzes Leben zurückschaut, so dürfte er seinen frühen konfuzianischen Wahlspruch wiederholen: *«Den Dingen auf den Grund gehen und zu höchstem Wissen gelangen.»* Unter höchstem Wissen verstand *Katô* nie Spezialistentum in einem einzigen Fachgebiet, sein Ziel war, sachkundig zu sein, ohne Experte sein zu müssen und sich so freizuhalten für fach- und kulturübergreifende Zusammenhänge.

Die «Schafsgesänge» offenbaren immer wieder, wie *Katô* kein Phänomen für

1 Paul Valéry: Eupalinos ou l'Architecte. Œuvres, Tome II. Bibliothèque de la Pléiade, Editions Gallimard, Paris 1960.

selbstverständlich hinnimmt. Erkenntnistheoretisch sei er ein Skeptiker, gesteht er; er kennt wie *Valéry «ses doutes et ses contradictions»* – Zweifel und Widerspruch. Er fügt aber die Bemerkung bei, im realen Leben sei es unmöglich, alles in Frage zu stellen.

Wo beginnt sein Fragen? Bei der Sprache, und zwar immer anhand eines konkreten Anlasses; ein solcher ist beispielsweise ab August 1945 die Besetzung Japans durch amerikanische Streitkräfte; die Japaner gebrauchen dafür das Wort «Truppenstationierung»; die Amerikaner «Okkupation»; die Japaner reden ausnahmslos von «Kriegsende» und nicht von «Kapitulation». Fakten wie Besatzung, wie Kriegsende nehmen im subjektiven Sprachgebrauch einen variablen Sinngehalt an; selbst auf naturwissenschaftlichem Gebiet kann ein objektiver Sachverhalt je nach Idiom, je nach Wortwahl nicht völlig eindeutig bezeichnet werden. Das beweglich Unpräzise, diese Lebendigkeit der Sprache beobachtet *Katô* schon früh in den verschiedensten Bereichen. Zu weitgreifenden Überlegungen kommt *Katô* dann erst während seiner Studien und späteren Lehrtätigkeit im Westen, und er gelangt zum Schluss, zwei verschiedene Sprachen zu sprechen heisse, zwei verschiedene Dinge zu denken. Das könnte aber, meint er, für die Psyche ein und derselben Person fatal sein.

Zwei Sprachen zu sprechen heisse, zwei verschiedene Dinge zu denken. Das könnte aber, meint Kató, für die Psyche ein und derselben Person fatal sein.

Katô ist sich dessen in Paris bewusst geworden; und aus dieser existenziellen Erfahrung versucht er nun, Frankreich sowohl mit den Augen eines Franzosen als auch mit den Augen eines Japaners zu sehen. Später sind es die englische Kultur und Zivilisation, dann die deutsche, dann die amerikanische, denen er gleichsam mit zwei verschiedenen Augenpaaren begegnet. Er denkt im genuinen und im fremden Idiom, indem er sich gleichzeitig mit zwei Formsprachen in Bildender Kunst und in der Musik befasst. Auf dieser hintergründigen Doppelperspektive beruhen die «Schafsgesänge», die sowohl Autobiographie wie Kulturvergleich sind. Anschaulich kommt da zum Ausdruck, wie Emotion und nüchterne Sachlichkeit sich verbinden. *Katô* berichtet beispielsweise, was er nach dreijähriger Abwesenheit bei der Rückkehr nach Japan erlebt. *Kyôto,* die Stadt, die für ihn einst der Inbegriff seiner kulturellen Herkunft und individuellen Verwurzelung war, zeigt sich ihm nun nicht anders als Florenz – eine Stadt als Manifestation einer Kultur und ihrer Formen.

Im realen Leben ist es unmöglich, alles in Frage zu stellen.

«Buddha Ameida über den Bergen erscheinend», Yamagoshi Raigô. Hängerolle, Farben und Gold auf Seide. Muromachi-Zeit, 1. Hälfte 15. Jahrhundert. Geschenk Schweizerische Bankgesellschaft (ehemals Sammlung Heinz Brasch), Quelle: Museum Rietberg, Zürich.

Buddha und Frühgotik

Die Auseinandersetzung mit abendländischer Ästhetik entschlackt die vertraute fernöstliche von jeder Sentimentalität. *Katô* entwickelt ein von Zeit und Stilepoche unabhängiges Kunstverständnis. Die Ausdruckskraft der formalen Gestaltung gilt ihm als einziges Kriterium. So verbindet er Unähnliches wie Buddhafiguren der

Heian-Epoche mit frühgotischen Skulpturen; denn in *«ihrer Ausgewogenheit von Geist und Körper, ihrer Harmonie von Form und Material, in der Art, wie Masse und Bewegung sich ausgleichen»*, stehen sie auf derselben Stufe. Künstlerische Qualität ist die Basis, die einen sinnvollen, ergiebigen Kulturvergleich ermöglicht. In den «Schafsgesängen» wird keine systematische ästhetische Theorie erarbeitet. Die Notate zur bildenden und zur darstellenden Kunst, zur Literatur und zur Musik sind durchmischt mit Kommentaren zu historischen politischen Ereignissen.

Die letzten zehn Seiten beispielsweise sind überschrieben mit: *«Ein Ende, das noch keines ist.»* Da äussert sich *Katô* zur Erneuerung des japanisch-amerikanischen Sicherheitsabkommens. Nach monatelangen Verhandlungen begaben sich im Januar 1960 Repräsentanten der Regierung in die Vereinigten Staaten zur Unterzeichnung. Die Ratifizierung des neuen modifizierten Vertrages löste Massenproteste aus, die zu den grössten in der Geschichte des modernen Japan gehören. Der historisch versierte Leser erinnert sich an eine vergleichbare Situation im vormodernen Japan. Genau hundert Jahre früher, im Jahre 1860, reiste im Auftrag des Shogunats die erste japanische Gesandtschaft nach Amerika. Siebenundsiebzig schwerttragende Samurai, traditionell gekleidet und frisiert, segelten mit ihren Gefolgsleuten auf amerikanischen Kriegsschiffen in die Vereinigten Staaten. Es galt, die schon längst begonnenen wirtschaftlichen und politischen Vereinbarungen vertraglich festzulegen. Die Verhandlungen fanden in gutem Einvernehmen statt und wurden erfolgreich abgeschlossen. In Japan jedoch nahm, noch vor der Rückkehr der Samurai, wieder die fremdenfeindliche Einstellung überhand. Es kam zu Morddrohung, sogar zur Ermordung von Ausländern und eines Regierungsmitglieds[2].

Japan und der Westen – aphoristisch

Japan und der Westen – ein unerschöpfliches Thema. Die «Schafsgesänge» sind gleichsam eine Palette mit unzähligen Vergleichspunkten. Es sind deren so viele, dass im Leser die mannigfachsten Lektüreminiszenzen erwachen. Da ist etwa eine kurze Abhandlung vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts, worin ein portugiesischer Jesuit die Divergenzen zwischen japanischer und abendländischer Lebensweise in aphoristischer Prägung festhält[3]. Einen wesentlichen Unterschied sieht dieser Missionar, namens *Luís Fróis,* im sprachlichen Ausdruck. Er konstatiert: *«In Europa lieben wir die präzisen Begriffe und meiden die Zweideutigkeiten: in Japan gehören die letzteren zur gehobenen Sprache und werden sehr geschätzt.»* – Die knappe Formulierung könnte auch von *Katô* stammen. Und die Tatsache, über die der Jesuit vor mehr als vierhundert Jahren berichtet hat, könnte *Katô* mit den gleichen Worten bestätigen: *«Einen Mann, der seinen Glauben verleugnet, betrachten wir als Abtrünnigen, als Apostat; in Japan ist es keineswegs ehrenrührig, die Sekte zu wechseln, so oft man will.»* Die punktuellen Vergleiche der Lebenshaltungen, die sich über lange Zeiträume kaum verändert haben, lockern die erzählerischen und die theoretisch reflektierenden Passagen auf; die «Schafsgesänge» erhalten so einen weiten Resonzraum.

Das meiste, was in den «Schafsgesängen» anklingt, vertieft *Katô Shûichi* während seiner Gelehrtentätigkeit in Amerika, in England, im Colegio de Mexico, in Tôkyô, Peking, München und zuletzt an der Freien Universität Berlin, wo er bis 1992 Japanische Kulturgeschichte dozierte. Im Jahre 1990 erschien auf deutsch die «Geschichte der japanischen Literatur»[4]. Es ist dies gemäss Klappentext *«eine Gesamtschau des literarischen, geistigen und gesellschaftlichen Lebens der Japaner und ihrer vielfältigen Beziehungen zu anderen grossen Kulturen, von den Anfängen ihres Schrifttums bis in die Gegenwart»*. In ihrem ausgezeichneten Nachwort zu den «Schafsgesängen» nennt *Irmela Hijiya-Kirschnereit Katô Shûichi «einen der besten intellektuellen Botschafter, die sein Land in diesem Jahrhundert hervorgebracht hat».* ✦

2 77 Samurais. Japan's first embassy to America. By Lewis Bush, based on the book by Itsuro Hattori. Published by Kodansha International Ltd., Tôkyô 1968.

3 Traité de Luís Fróis, S. J. (1585) sur les contradictions de mœurs entre Européens et Japonais. Traduit du portugais par Xavier de Castro. Editions Chandeigne – Librairie Portugaise, Paris 1993.

4 Katô Shûichi: Geschichte der japanischen Literatur. Die Entwicklung der poetischen, epischen, dramatischen und essayistisch-philosophischen Literatur Japans von den Anfängen bis zur Gegenwart. Aus dem Japanischen übersetzt von Horst Arnold-Kanamori, Gesine Foljanty-Jost, Hiroomi Fukuzawa und Makoto Ozaki. Scherz Verlag, Bern, München, Wien 1990.

Katô Shûichi: Schafsgesänge. Begegnungen mit Europa. Aus dem Japanischen übertragen von Steffi Richter und Saito Eiko. Mit einem Nachwort von Irmela Hijiya-Kirschnereit. Insel Verlag, Frankfurt am Main und Leipzig 1997.

Christian Jauslin, geboren 1934, Dr. phil., ist Dramaturg und Regisseur, von 1964–1965 beim Schweizer Fernsehen, 1965–1969 am Schauspielhaus Zürich, 1969–1971 am Stadttheater Trier und von 1972–1996 Kulturredaktor beim Radio DRS, Studio Basel. Lehraufträge Theater- und Medienwissenschaft Universität Köln, Zürich, Basel, Wien und Bern.

Huckleberry Finn – integral

So viel Mark Twain war nie: Kaum lag die erste vollständige deutsche Übersetzung der «Adventures of Huckleberry Finn» vor, kam in England eine neue Fassung auf den Markt. Eine Bestandesaufnahme.

Das Buch gilt einerseits als eines der bedeutendsten Werke der amerikanischen Literatur, anderseits wird es noch immer lediglich als Kinderbuch betrachtet. Sein Welterfolg ist unbestritten: In mehr als fünfzig Sprachen übersetzt, soll es eine Gesamtauflage von rund zwanzig Millionen erreicht haben. Zum hundertsten Jubiläum der Erstausgabe kam 1985 eine neue Ausgabe heraus, die wenigstens teilweise auf die Originalmanuskripte zurückgreifen konnte und erstmals zahlreiche übernommene Druckfehler eliminierte[1]. An deutschen Übersetzungen soll es rund dreissig geben; die meisten sind jedoch Überarbeitungen für Kinder, bei denen erhebliche Kürzungen vorgenommen wurden. Als vollständig gelten etwa diejenigen von *Ulrich Johannsen* und von *Lore Krüger*[2]. Die neu anzuzeigende Übersetzung[3] von *Wolf Harranth* ruht nun erstmals auf der erwähnten Neuausgabe. Stärker als bisher versucht sie – durchaus erfolgreich –, die verschiedenen Sprachformen zu unterscheiden; *Twain* wies darauf hin, er habe *«mehrere Dialekte benutzt, nämlich den Negerdialekt von Missouri, ... den üblichen Pike-County-Dialekt und vier gemilderte Abarten desselben»*. Besondere Aufmerksamkeit gilt in dieser neuen Übersetzung der Sprache Hucks, der ja in diesem Buch die Rolle des Erzählers übernimmt. Seine Sprache, von *Twain* bewusst als Kindersprache formuliert, wird sonst gerne etwas literarisch frisiert oder einem bestimmten deutschen Dialekt angepasst. Da *Harranths* Übersetzung in einem Kinderbuchverlag erschien, blieb sie bisher weitgehend unbeachtet. Vor einiger Zeit hatte der Übersetzer Gelegenheit, sie in der Zürcher *James-Joyce*-Stiftung vorzustellen. – Erwähnt sei hier noch, dass der Ausgabe die ursprünglichen Zeichnungen von *Edward Windsor Kemble* beigegeben sind.

Ein Vergleich

Zum Vergleich bringen wir nachstehend drei Übersetzungen des letzten Abschnittes. Zunächst diejenige von *Ludwig Voggenreiter* aus den fünfziger Jahren, der meinte, *«die Flusssprache des Mississippi mit ihrer Einfachheit und ursprünglichen Bildkraft und Naturnähe ... nur in ungekünstelter hochdeutscher Sprache genügend nachbilden zu können». «Tom ist jetzt beinahe ganz gesund, er trägt die Kugel an einer Uhrkette um den Hals und zieht sie immer heraus, als ob er die Zeit davon abläse. Sonst ist weiter nichts mehr zu berichten. Ich bin auch verdammt froh darüber, denn hätte ich gewusst, was das Schreiben dieses Buches für eine Mühe machen würde, dann hätte ich mich nie daran gemacht; ich werde es auch nie wieder tun. Aber ich glaube, ich muss mich noch vor den andern nach dem Indianerterritorium aufmachen, denn Tante Sally will mich an Sohnes statt annehmen und erziehen lassen, und das halte ich nicht aus. Ich hab so etwas ja schon einmal durchgemacht.*

Und nun Schluss!

Ihr sehr ergebener Huck Finn.»

Lore Krüger behilft sich mit einer deutschen Dialektform: *«Tom ist jetzt fast wieder gesund; und er trägt seine Kugel statt 'ner Uhr an 'ner Uhrkette um den Hals und guckt immerzu nach, wie spät's ist, und so gibt's nichts mehr, worüber noch zu schreiben wäre, und da bin ich verdammt froh, denn wenn ich gewusst hätte, was es für 'ne Mühe macht, 'n Buch zu schreiben, dann hätte ich's gar nicht erst angefangen, und nochmal mach ich das nicht. Aber ich schätze, ich muss noch vor den anderen zum Injanerterritorium abrücken, weil mich Tante Sally adoptieren und siwilisieren will, und das halte ich nicht aus. Ich hab's ja schon mal durchgemacht.*

Mit besten Grüssen Euer Huck Finn.»

Wolf Harranth findet eine angemessene Kunstsprache: *«Tom ist schon fast wieder gesund. Die Kugel tragt er anner Uhrkette ummen Hals statt ne echte Uhr, und er schaut dauernd nach, wie spät es ist, und so gibts nix mehr, über was ich schreiben könnt, und da bin ich verdammt froh drüber, weil*

1 Mark Twain, Adventures of Huckleberry Finn, University of California Press, Berkley and Los Angeles/London 1985.

2 Huckleberry Finns Abenteuer, deutsch von U. Johannsen, Droemer Knaur, München/Zürich 1979. – deutsch von L. Krüger, Hanser, München 1965, bzw. Aufbau, Berlin/Weimar 1950, auch Diogenes, Zürich 1985. In der letztgenannten Ausgabe findet sich auch die Einleitung von T.S. Eliot.

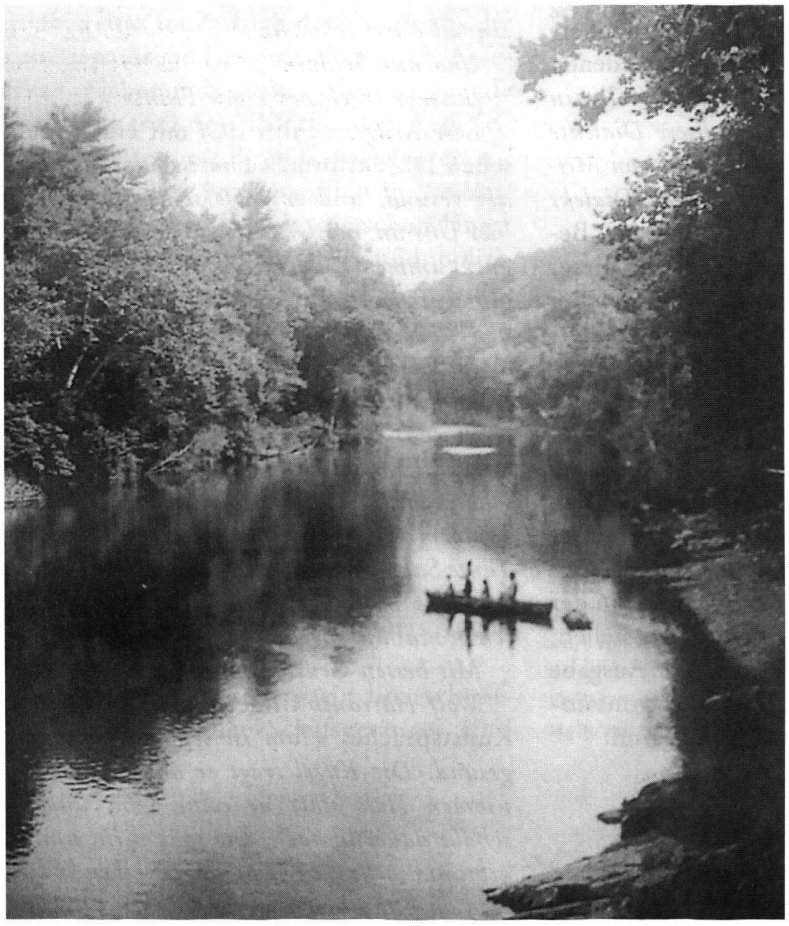
3 Die Abenteuer des Huckleberry Finn, deutsch von Wolfgang Harranth, Cecile Dressler, Kinder-Klassiker, Hamburg 1995.

wann, ich gewusst hätt, was für ne elende Plackerei das ist, n Buch zu machen, hätte ich's gar nicht erst angefangt, und noch mal mach ichs sowieso nicht. Aber nu schätz ich, ich muss mich noch vor die andern ins Terretorium verdrücken, weil Tante Sally will mich adoptieren und siwilisieren, und das halte ich nicht aus. Das hab ich schon mal erlebt.

DAS ENDE
mit besten Grüssen
EUER HUCK FINN»

Stark umstritten

Inwiefern ist das Buch umstritten? Bevor wir darauf näher eingehen, sei in groben Zügen der Inhalt in Erinnerung gerufen. Die Handlung spielt auf und an dem Fluss Mississippi und setzt «The Adventures of Tom Sawyer» fort, ist aber durchaus unabhängig von diesem Buch verständlich. Huck, ein vierzehnjähriger Junge, erzählt von der Gründung einer jugendlichen Räuberbande um Tom herum und deren Abenteuer. Mit dem Erscheinen von Hucks Vater nimmt das Buch eine erste Wendung, bis Huck schliesslich flieht und mit dem Schwarzen Jim gemeinsam auf einem Floss den Fluss hinunter fährt (Kapitel 12–30). Bereichert werden ihre Abenteuer mit dem Hinzukommen zweier seltsamer Figuren, die von sich behaupten, ein Herzog, beziehungsweise der verschwundene Dauphin, d.h. König *Louis XVI.*, zu sein. Die letzten zwölf Kapitel sind die umstrittensten: Huck ist die beiden los geworden und findet Aufnahme bei Onkel Sidas und Tante Sally, die ihn für Tom Sawyer halten. Als der wirkliche Tom auftaucht, gibt er sich als dessen älterer Bruder Sid aus. Die beiden spielen nun eine ungeheure Befreiungsgeschichte, um Jim aus seiner Gefangenschaft zu erlösen – ganz nach dem Muster der Ritterromane von *Walter Scott.*



Flusslandschaft des Mississippi – mythische Kulisse von Mark Twains Huckleberry Finn.

Der Roman wurde in England (wo er zuerst erschien) sofort hochgelobt, während er in den USA eher auf Ablehnung stiess und sogleich aus der Concord Public Library als jugendgefährdenden Schund ausgeschlossen wurde – ein Urteil, das sich noch 1976 in Illinois wiederholte, als das Buch für *high schools* ungeeignet erachtet wurde. Die Wertung änderte sich allerdings mit einem Hinweis von *H. L. Mencken,* der 1924 die Meinung vertrat, «Adventures of Huckleberry Finn» sei *«wahrscheinlich der grösste je auf englisch geschriebene Roman». Ernest Hemingway* behauptete dann von dem Buch, dass *«die ganze amerikanische Literatur davon abstammt»* (in «The Green Hills of Africa», 1935). Dass Huck selbst die Erzählfigur ist, war dann später für *T. S. Eliot* in einer Einleitung zu einer Ausgabe (1950) der Grund zu seiner Auffassung, dass der Stil dieses Buchs *«zu einer Anklage der Sklaverei macht, die weit überzeugender ist als die Sensationspropaganda von ‹Onkel Toms Hütte›»,* jenem viel gepriesenen Roman (1852) von *Harriet Beecher Stowe.*

Hemingway konnte dem letzten Teil des Buches allerdings nichts abgewinnen, doch finden sich auch Verteidiger dieser Parodie der Befreiungsliteratur. Hier ist wiederum als erster *T. S. Eliot* zu nennen, der vom Schluss überzeugt war und von den letzten, von uns oben zitierten Sätzen meinte: *«Ich glaube nicht, dass irgendein Buch, das jemals geschrieben wurde, mit passenderen Worten endet.»* Dass man mit einem Schwarzen – wie hier in den letzten elf Kapiteln –, der, wie wir später erfahren, längst ein freier Mann ist, ein solch übles Spiel um seine Befreiung spielen kann, ist

Ausdruck einer deutlichen Kritik von *Twain,* der damit darauf hinweist, dass trotz der angeblichen Aufhebung der Sklaverei manches in dieser Beziehung toter Buchstabe geblieben war. Zu Recht hält daher *Wolf Harranth* dem Vorwurf, das Buch sei rassistisch und verunglimpfe die schwarze Bevölkerung entgegen: *«Dabei wird freilich übersehen, dass in dem Buch eben die tatsächlichen Zustände vor hundertfünfzig Jahren und die damals vorherrschenden Ansichten wiedergegeben werden – und genau so sollte man den ‹Huck› auch lesen.»*

Wie sehr das Buch erneut in die Kritik geraten war, kann man in einem kürzlich erschienenen Sammelband[4] nachlesen. Wir verzichten darauf, die einzelnen Beiträge zu nennen, wollen aber doch die wichtigsten Tendenzen der Kritik erwähnen. Dass der Schlussteil erst in den fünfziger Jahren – durch *T. S. Eliot* – positiv gewertet wurde, haben wir bereits bemerkt. Die Frage des Rassismus ist seit dem zunehmenden Selbstbewusstsein der Schwarzen in den sechziger Jahren und in der jüngsten Zeit wieder in den Vordergrund getreten. Der Haupteinwand besteht darin, dass noch immer der Weisse als Massstab gilt. *«I knowed he was white Inside – Ich habs ja gewusst, innerlich ist er n Weisser»,* ist Hucks (positiv gemeintes) Urteil über Jim. Dass schwarze Amerikaner mit solch einem Massstab ihre Mühe haben, kann man sicherlich nachvollziehen. Die Frage, ob zwischen Huck und Jim eine homoerotische Beziehung besteht – sie war schon vor der Rassismusfrage in Diskussion – wurde intensiver erwähnt als Ende der vierziger Jahre im Zusammenhang der Erforschung des Sexuallebens der Amerikaner, publiziert im sogenannten *Kinsey*-Report, öffentlich festgestellt wurde, wie stark Homosexualität in den USA verbreitet sei. Dass den Feministinnen die Verkleidung Hucks als Mädchen (im 11. Kapitel) im Zeitalter, in welchem das Schlagwort der *political correctness* so wichtig genommen wird, zum Thema wird, ist nicht weiter verwunderlich; aber ernstzunehmende Einwände gegen das Buch wird man – schon angesichts der Kürze der Episode – dabei nicht finden.

Neue Handschriften gefunden

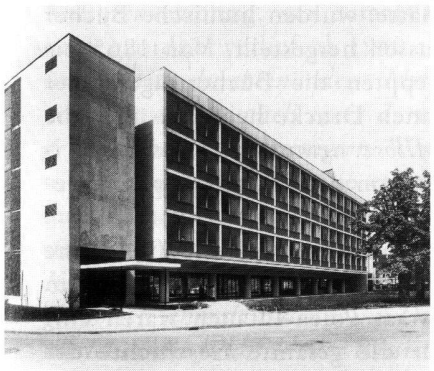
Nach einem weiteren Handschriftenfund 1991 in Buffalo entschloss sich die *Mark Twain* Foundation in England 1996 zu einer weiteren Neuausgabe der «Adventures of Huckleberry Finn» und nannte sie «The only comprehensive Edition»[5]. Textänderungen hat es nicht gegeben, zumindest keine wesentlichen, so dass der deutschen Übersetzung keine Entwertung widerfährt. Dennoch freut sich die *Mark Twain*-Philologie, denn die Handschriften stellen interessantes Material dar für eine neue Betrachtung der Entstehungsgeschichte des Buches, das 1876 begonnen wurde, dann aber nach mehreren Unterbrechungen erst 1883/84 fertig geschrieben wurde. ✦

4 Gerald Graff and James Phelan (Ed.), Mark Twain, Adventures of Huckleberry Finn. A Case Study in Critical Controversy, Bedford Books of St.Martin's Press, Boston, New York 1995.

5 Mark Twain, Adventures of Huckleberry Finn. The Only Comprehensive Edition, The Mark Twain Foundation, London 1996, Paperback-Ausgabe bei Bloomsbury Publishing Plc, London 1997.

TITELBILD

Gewerbeschule Bern



Gewerbeschule Bern, 1939. Architekt: Hans Brechbühler, Photo: Franz Henn, Bern.

1935 entschied die Jury, die für den Wettbewerb eines Neubaus der Gewerbeschule und der Erweiterung der Lehrwerkstätten in Bern eingesetzt worden war, den ersten Preis dem damals jungen Hans Brechbühler (1907–1989) zu geben. Dies war ein sensationeller Entscheid zugunsten der Moderne, der von den fortschrittlichen Mitgliedern wie Karl Egender, Armin Meili und Hans Hoffmann gegen die Behördenvertreter durchgesetzt worden war.

Hans Brechbühler war 1930 während sechs Monaten im Atelier von Le Corbusier in Paris, die ihn stark prägten und ihren Niederschlag in der Gewerbeschule Bern fanden. Selten sind die berühmten «Fünf Punkte», mit denen Le Corbusier seine Theorie umschrieb, so stringent und gleichzeitig frei verarbeitet worden.

«Die Gewerbeschule, die in der Schweiz zu den bedeutendsten öffentlichen Bauten der dreissiger Jahre gehört, bezog ihre Legitimation aus zwei Argumenten: der Ökonomie und der bildhaften Umsetzung von Ehrlichkeit und Demokratie, aus ‹Geld und Geist› in zeitgenössischer Interpretation.» (Ueli Zbinden, Hans Brechbühler, Dokumente zur modernen Schweizer Architektur, Zürich 1991, S. 30).

Die Ausstellung über Hans Brechbühler fand 1991 im Architekturmuseum statt. ✦

ULRIKE JEHLE-SCHULTE STRATHAUS

Henning Sietz,
Jahrgang 1953, studierte Slawistik und Germanistik in Heidelberg und Göttingen, volontierte bei einer Tageszeitung in Köln und arbeitete als Redakteur bei einer Zeitschrift in Hamburg. Zahlreiche Reisen in die Sowjetunion bzw. nach Russland, nach Königsberg/Kaliningrad und ins Baltikum. Seit 1993 freier Journalist in Hamburg mit den Spezialgebieten osteuropäische Literatur, Russland, Baltikum, Ostpreussen, Reiseberichte und historische Reportagen. Freier Mitarbeiter der «Tageszeitung», der «Süddeutschen Zeitung» und der in Hamburg erscheinenden Zeitschrift «mare».

Vertraute Fremdheit

Czesław Miłosz' Gang durch «Die Strassen von Wilna»

Im Osten Europas verliert man leicht den Überblick. Es fängt damit an, dass die, die wir leichtfertig im Osten ansiedeln, von sich sagen, sie seien in der Mitte Europas – wie etwa die Litauer. Die litauische Hauptstadt bringt es gleich auf fünf Namen: Vilnia – so der historische Name, Wilno – wie die Polen sagen, Vilné – das war die Stadt der Juden, Wilna – so die deutsche Bezeichnung und schliesslich Vilnius, der litauische Name. Fünf Bezeichnungen für eine Stadt, die im zwanzigsten Jahrhundert dreizehnmal von einer Hand in die andere ging und über die man in Mitteleuropa kaum etwas weiss.

Czesław Miłosz, der polnische Literaturnobelpreisträger, hat in Wilna das Gymnasium besucht und seine Studentenzeit verbracht. 1940 musste er die Stadt verlassen, 1945 bis 1950 war er im diplomatischen Dienst Polens tätig, 1951 emigrierte er in die USA, wo er bis heute lebt. Wilna hat er im Laufe der Jahrzehnte Gedichte und Essays gewidmet, die nun als Buch vorliegen. *Tomas Venclova,* einer der bedeutendsten litauischen Schriftsteller, trug einen Essay dazu bei, in dem er vor allem auf die Zeit nach 1945 eingeht.

Litauen, das letzte christianisierte Volk Europas, konnte dem Deutschen Orden bis zu dessen Niedergang erfolgreich Widerstand leisten. 1386 heiratete der litauische Grossfürst *Jagiello* die polnische Thronerbin *Jadwiga* und trat zum Katholizismus über. Damit begann die Christianisierung Litauens – ohne den Deutschen Orden. Der Doppelstaat Polen-Litauen wurde eines der mächtigsten Reiche in Europa. Doch die für Litauen nachteiligen Folgen zeigten sich erst im Laufe der Jahrhunderte; Die höher entwickelte polnische Kultur war für den litauischen Adel sehr anziehend; nach der Lubliner Union von 1569, welche die Zweistaatlichkeit beendete, wurde Litauen eine Art Anhängsel Polens. Am Ende des 19. Jahrhunderts musste die litauische Sprache, die nur noch von Bauern und Dienstboten gesprochen wurde, mühsam wiederbelebt werden.

Poesie des Stadtplans

Es gehört zu den Geheimnissen des Schreibens, warum ein Lyriker «seine» Stadt wie in einem Reiseführer darstellt. Vermutlich war *Miłosz* die Erinnerung an die reine Örtlichkeit aus der Ferne des Exils so wichtig, dass er im ersten Kapitel sämtliche Inspiration fahren liess. Im zweiten Abschnitt, dem «Dictionnaire der Strassen von Wilna», sind neben trockenen Beschreibungen bereits Darstellungen von hoher dichterischer Kraft zu finden. Seine Qualität gewinnt das Buch aber erst in dem abschliessenden Kapitel «Dialog über Wilna», dem Briefwechsel zwischen *Miłosz* und *Venclova.*

Wilna ist in der polnischen Geistesgeschichte ein Mythos. *Adam Mickiewicz,* der für die polnische Literatur wichtigste Schriftsteller, und *Juliusz Słowacki* haben in dieser Stadt gewirkt. Wichtige Impulse für die Aufstände gegen Russland von 1830/31 und 1863 gingen von Wilna und seiner Universität aus. Diese galt nach 1795, als Litauen im Zuge der dritten polnischen Teilung dem Russischen Reich einverleibt wurde, als die beste Universität im Zarenreich. Nachdem Russland den Druck von Büchern in lateinischer Schrift verboten hatte, wurden litauische Bücher in Ostpreussen hergestellt. Von 1865 bis 1886 schleppten die Bücherträger über vier Millionen Drucke heimlich über die Grenze. *Miłosz* nennt das moderne Litauen einen von der Philologie geschaffenen Staat.

Für das Judentum nahm Wilna eine zentrale Stellung ein. Die Freiheiten im Vielvölkerstaat Polen-Litauen waren einzigartig für die gesamte Geschichte der Diaspora. Die litauischen, jiddisch sprechenden Juden sahen sich jedoch im

19. Jahrhundert einem starken Russifizierungsdruck ausgesetzt. Die russische Sprache und die Idee des Sozialismus fassten unter ihnen, den Litwaks, besonders schnell Fuss. Trotz allem blieb Wilna die führende Stadt des russischen Zionismus. Seltsamerweise lebten die Polen und die jiddisch oder russisch sprechenden Juden nebeneinander her: Erst in den USA erfuhr Miłosz von der nicht zu überschätzenden Bedeutung der Stadt für das Judentum überhaupt.

1918 wurde Litauen ein souveräner Staat, als Hauptstadt war Wilna vorgesehen – obwohl nur 2,6 Prozent der Bevölkerung Wilnas litauisch sprachen. Polnische Truppen besetzten 1920 das Wilna-Gebiet, was das Verhältnis Litauens zu Polen bis heute belastet. Wilna wurde zur polnischen *«Provinzstadt»*, wie *Miłosz* schreibt. Im Zweiten Weltkrieg vernichtete Nazi-Deutschland das Judentum Wilnas. Nach der Eroberung durch die Rote Armee liess die Sowjetunion zwanzig Prozent der Bevölkerung Litauens nach Sibirien deportieren, den Grossteil der polnischen Bevölkerung des Wilna-Gebiets drängte man zur Repatriierung nach Polen.

«In Vilnus hatte ich häufig das äusserst quälende Gefühl, die jetzigen Bewohner passten irgendwie nicht zu dieser Stadt.» Wilna in den dreissiger Jahren.

Litauisches Überleben

Miłosz hängt nicht in nostalgischer Weise an Wilna, ihm ist die Stadt aus dem *«Grenzland der Sprachen, Konfessionen und Kulturen»* wichtig, weil damals sein Leben noch geordnet verlief, ab 1940 aber *«geriet in ihm alles durcheinander»*. *Miłosz* spricht von der *«Suche nach einer durch das Vergehen der Zeit gereinigten Wirklichkeit»*, meint aber sicher auch so etwas wie Heimat. Gleichwohl geht er mit der Provinzstadt hart ins Gericht: *«Wilno war ein Kaff»*, schreibt er an *Venclova*, *«eine unglaublich schmale Basis, wenn Du die Juden abziehst, die Jiddisch oder Russisch sprachen und lasen, und das gemeine ‹hiesige› Volk, das gar nicht las. Was blieb? Eine Handvoll in der Regel reichlich stumpfer Intellektueller mit adligem Stammbaum.»*

Über *Mickiewicz* stellt *Miłosz* fest: *«War er Pole oder war er Litauer? Er schrieb polnisch, aber er war im Grossfürstentum Litauen geboren, und Litauen nannte er sein Vaterland.»* *Miłosz*, 1911 auf Gut Seteiniai bei Kaunas zur Welt gekommen, sieht sich ebenfalls als ein *«polnisch schreibender Litauer»*. Er wurde deswegen angefeindet, ihm wurde vorgeworfen, mit seinem *«Polentum stimme irgendwas nicht»*. Aber eine litauische Literatur in polnischer Sprache wollte keiner, bemerkt *Miłosz*, schon gar nicht die Litauer.

In *Venclovas* Antwort an *Miłosz* entsteht ein ganz anderes Vilnius: Die Stadt, ihrer Juden und Polen beraubt, mit einer neuen Bevölkerung ausgestattet, *«litauisiert»* und sowjetisiert zugleich, erscheint als graue, zerstörte Stadt, in der es nur um eines zu gehen schien: Wie konnten die Menschen überleben, wie konnte das Litauische überleben? *«In Vilnius nun hatte ich häufig das äusserst quälende Gefühl, die jetzigen Bewohner passten irgendwie nicht zu dieser Stadt»*, schreibt *Venclova*.

«Die Strassen von Wilna» ist ein zwischen Aktualität und Geschichte oszillierendes Buch, das aber erst auf den letzten sechzig Seiten zu seinem Thema findet: die eigentümliche Spannung erfahrbar zu machen, die in der gleichzeitigen Erfahrung von Fremdheit und Vertrautheit einer Stadt liegt. Über *Tomas Venclova* hätte man gern mehr erfahren, als die mageren zehn Zeilen im Glossar hergeben. Von den Texten, die in der Entstehungszeit weit auseinanderliegen, sind nur einige datiert. Und eine Einleitung, in der *Miłosz'* Stellung in der polnischen Literatur erhellt würde, wäre einem mit östlichen Angelegenheiten weniger vertrauten Leser eine Hilfe. Es wäre wünschenswert, wenn *Miłosz* und *Venclova* heute, nach dem Zusammenbruch des Sozialismus, ihren Dialog wieder aufnehmen würden. ✦

Czesław Miłosz, Die Strassen von Wilna. Aus dem Polnischen übersetzt von Roswitha Matwin-Buschmann. Carl Hanser Verlag, München und Wien 1997.

Alexandra M. Kedveš

Die U-Musik der Totenglöcklein

Jens Walthers Roman «Abstieg vom Zauberberg»

Aufmüpfiger Verleger-Sohn gründet eigenen Verlag, Möchtegern-Autorin schläft sich zu Erfolg und Reichtum, Grosskritiker ziert unsittliche Anträge mit (leeren) Literaturpreis-Versprechungen: In spöttisch-gekränktem Ton kolportiert der Szeneroman «Abstieg vom Zauberberg» die Gerüchte und gar nicht so heimlichen Geheimnisse des bundesdeutschen Literaturbetriebs.

Alles stirbt aus: Die grossen, alten Barden aus den Zeiten, als das Schreiben noch geholfen hat; die grossen, alten Verleger, welche die grossen, alten Bücher publizierten; und eine grosse Leserschaft für ebendiese Bücher. Das jedenfalls kündet lautstark, mit Totenvögeln und Totenglöcklein, der Roman «Abstieg vom Zauberberg» – was bleibt, ist, so das Fazit, der Blick in die (TV-)Röhre, wo amerikanische Performance-Künstlerinnen ihre gespreizten Vaginen zum Besten geben. *«Die überkommene Kultur der ‹gebildeten Schichten› hat in der globalen Informationsgesellschaft keine Überlebenschance mehr»,* hält der Romancier mit dem Pseudonym *Jens Walther* denn auch in seiner 9-Punkte-Lektüreanleitung fest.

Für die Illustration der Wies und Warums dieser apokalyptischen Vision entwirft *Walther* typische, um nicht zu sagen stereotype Figuren aus der Welt des Buches. Da gibt es etwa die 32jährige Dramaturgin Anna, die sowohl finanziell als auch literarisch über ihre Verhältnisse lebt. Sie sichert sich die Drucklegung ihrer mittelmässigen Werke und die saisongemässe Frische ihrer ganz und gar nicht mittelmässigen Garderobe von *Coco Chanel* und *Jil Sander* durch die Wahl des richtigen Ehemanns: eines gestandenen Verlegers, der in seinem edlen Traditionshaus noch uneingeschränkt das Sagen hat. Noch: Denn die Generation der Söhne meldet sich in Gestalt des eigenen Fleisch und Bluts sowie in der eines Mitgesellschafters unliebsam zu Wort. Besagter Sohn heisst Johannes, was ein bisschen wie Joachim klingt, richtig. Der böse Literaturkritiker, der erwartungsgemäss zum Personal dieses Schlüsselromans gehört, heisst Muller-Marceau, und das *Luc Bondy*-Pendant zeichnet als Dirk Brodi. Aber *honni soit qui mal y pense: «Personen und Handlung sind frei erfunden»,* betonen der Eichborn-Verlag und sein verborgener Autor. Um alle gewollten Ähnlichkeiten auszuräumen, bietet *Walther* auch gleich eine doppelte Spiegelung an: Die real existierenden Akteure – von *Joachim Unseld* bis *Marcel Reich-Ranicki* – haben ebenfalls ihren Auftritt.

Abgesehen von derartigen etwas verquälten Finessen, hat der «Abstieg vom Zauberberg» durchaus seine Reize: Literarische Anspielungen und satirische Spitzen durchsetzen das leichte, amüsante, wenn auch nicht anspruchsvolle Gewebe. Nur gelegentlich scheint der millenaristische Hofnarr des Literaturbetriebs über zu saure Trauben zu maulen. *«Die Kritiker-Nordschiene scheint Anna als Autorin vernichten zu wollen [...] Solche Rezensenten sind Zecken, die die Literatur aussaugen. Sie schwellen vor Eitelkeit, werden fett und immer fetter und geben ihr Schmarotzen als Dienst an den Lesern aus.»* – Ein wenig paranoid wirkt *Walthers* Kritikerschelte schon; aber mit der des Vorarlberger Bestseller-Schriftstellers *Robert Schneider* kann sie sich noch lange nicht messen, hat sich dieser doch unlängst jegliche Sprachbewertung seitens der Rezensenten verbeten und sie als geradezu *«faschistoid»* gegeisselt. Der pseudonyme Autor orientiert sich stilistisch allerdings auch weniger am individuellen *«genauen Gefühl»* wie *Schneider,* sondern eher am bissig-melancholischen Portrait unserer markenbesessenen Gesellschaft in *Christian Krachts* «Faserland» und an der humoresken Insiderkritik in *Dieter Schwanitz'* «Campus»-Roman. Selbst als gesellschafts- und betriebskritische U-Literatur jedoch vermag das leider ziemlich unsorgfältig lektorierte Buch, das weder die Brisanz des gleichfalls unter Pseudonym erschienenen *Clinton*-Konterfeis «Colors» besitzt noch den Witz der Universitätsromane eines *David Lodge,* nicht recht zu überzeugen. ✦

Jens Walther, Abstieg vom Zauberberg. Roman. Eichborn, Frankfurt am Main 1997.